

Wege in die Risikozonen

Katholische Akademien in der pastoralen Situation der Gegenwart

Die große Zeit der katholischen Akademien scheint vorbei. Hat sich das ehemals erfolgreiche Dialog-Modell überlebt? Soll man auf die Nachfrage nach Religion als Lebenshilfe eingehen? Wenn sich die Akademien in die aktuellen gesellschaftlichen Risikozonen hineinbegeben, könnten sie wieder Vorentwürfe einer zukünftigen Kirche und Laboratorien des gesellschaftlichen Fortschritts werden.

Es ist ausgesprochen bemerkenswert, wenn in kirchlichen Zeiten wie diesen etwas Neues zu begrüßen ist. Es nötigt Respekt ab, wenn das Bistum Limburg in der Depression des allgemeinen kirchlichen „down sizing“ und unter den Bedingungen massiver fiskalischer Verknappungen und kirchenrechtlicher Handlungshemmnisse innovative Gestaltungskompetenz zeigt und, wie im Januar geschehen, mitten in Frankfurt das „Haus am Dom“ eröffnet, etwas, das man klassisch eine „Katholische

Akademie“ nennen könnte, wenn es sich selbst auch „Akademisches Zentrum“ nennt, wohl weil noch andere einschlägige Institutionen des Bistums in diesem Haus logieren (vgl. HK, März 2007, 127 ff.).

In Frankfurt, mithin in der Hauptstadt des westdeutschen, wenn nicht des europäischen Kapitalismus, wo es, fast vergessen, einmal eine manifest kapitalismus-kritische intellektuelle Option gegeben hat, eröffnete unter der Leitung des

Fundamentaltheologen und Religionswissenschaftlers *Joaquim Valentin* ein Haus seine Pforten, das sich offenbar dezidiert dem Intellektuellen, Anstrengenden, also Aufwändigen und immer ein wenig Unfestgestellten widmen will: ein erfreulich antizyklisches Unterfangen im Schatten der Bankentürme.

Fenster in der katholischen Burg

Es gibt sie also noch, die katholische Akademieidee. Fast war sie schon vergessen, war ihre große Zeit vorbei. Gepflegtes höheres kirchliches Kultur- und Diskurschaffen schien den Akademien geblieben, nicht wenig, aber auch nichts wirklich Aufregendes. Oder welche gesellschaftliche und/oder kirchliche Innovation kam in den letzten Jahren aus dem Dunstkreis der Akademiearbeit? Man hörte wenig.

Katholische Akademien sind nicht Produkte des deutschen Verbandskatholizismus, sondern eher seiner Alternative, der hierarchiegeleiteten „Katholischen Aktion“. Im gewissen Sinne sind sie eine der wenigen erfolgreichen Implementierungen der Katholischen Aktion in Deutschland. Katholische Akademien sollten, wie übrigens etwa auch die Bischöfliche Studienförderung Cusanuswerk und überhaupt die katholische Studierendenarbeit, katholische Laien für ihren Dienst in der Welt, konkret in der bürgerlichen westdeutschen Gesellschaft schulen, sekundär erst hatten sie eine innerkirchliche Aufgabe. Denn die Kirche war ja im gewissen Sinne vom Klerus belegt.

Die Ursprungs- und Gründungsintention katholischer Akademien lag im Konzept einer „Verchristlichung der Gesellschaft“ (vgl. *Elisabeth Eicher-Dröge*, *Im Dialog mit Kirche und Welt? Katholische Akademien in Deutschland. Identität im Wandel von fünf Jahrzehnten [1951–2001]*, Münster 2003). Katholische Akademien sollten Kaderschmieden, Überzeugungsagenturen des Katholischen sein. Sie waren gedacht als Transmissionsriemen der Kirche hinein in die Welt, um sie zu heiligen und zu verchristlichen und überhaupt sie nach der Katastrophe des Nationalsozialismus wieder auf den richtigen und das hieß eben katholischen Weg zu bringen.

Diese Gründungsintention „Verchristlichung der Gesellschaft“ unterlag natürlich den strukturellen Widersprüchen jenes kirchlichen Konstitutionssystems, dem es entstammte. Es verwechselte ständig die eigene Wahrnehmung der Wirklichkeit mit der Wirklichkeit selber. Es ersetzte Analyse und Handlung durch Behauptung. Es glich einer intellektuellen und institutionellen Festung, in der die Eingeschlossenen Pläne zur Wiedereroberung des verlorenen Landes machen, ohne dieses Land und die Reichweite der eigenen Handlungsmöglichkeiten und Geltungsansprüche in ihm auch nur halbwegs realistisch anzuschauen. Geschweige denn, dass man eine Chance hatte, dieses Land (wieder) in den katholischen Griff zu bekommen, was übrigens nicht zuletzt Adenauer, Strauß und die CDU/CSU geschickt verhinderten.

Die Gründungsintention katholischer Akademien, einer „Verchristlichung der Gesellschaft“, wurde von den Akademien freilich sehr schnell, wenn auch bis zum Konzil eher unter der Hand ins Konzept „Begegnung von Kirche und Welt“ transformiert. Dieses Konzept war von den fünfziger bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts ungemein erfolgreich. Es begründete den anhaltenden Ruhm der Akademien.

Da das Konzept „Verchristlichung der Gesellschaft“ gerade an den kommunikativen Rändern der Kirche scheitern musste – am Lagerfeuer der katholischen Burg oder in ihren Rittersälen kann man es entwerfen, an ihren Mauern und Wällen aber war es schwer durchzuhalten – scheiterte es auch schnell in den Katholischen Akademien. Diese entwickelten es daher bereits zu Zeiten des katholischen Milieus zum Begegnungs-, Dialog- und Zeitgenossenschaftskonzept weiter, oder wie immer es dann im Einzelnen auch hieß. Das war eine wirklich innovative Leistung und nicht ohne Risiko.

Man verstand sich als Fenster in der katholischen Burg, durch die das eigene Licht von innen nach außen drang, aber eben auch das Licht der anderen von außen nach innen. Dieses Konzept war mutig und es funktionierte hervorragend. Vor dem Konzil, weil man bereits tat, was es fordern sollte, nach dem Konzil, weil man tat, was es forderte (vgl. *Oliver Schütz*, *Institutionalisierte Begegnung von Kirche und Welt. Der Beitrag der Katholischen Akademien in Deutschland zur Vorbereitung, Begleitung und Rezeption des II. Vatikanischen Konzils*, in: *Hubert Wolf/Claus Arnold* [Hg.], *Die deutschsprachigen Länder und das II. Vatikanum*, Paderborn 2000, 185–208).

Es war die große Zeit der Akademien. Sie wurden zu den herausragenden Lernorten einer Institution, die in ihrem damaligen Selbstverständnis eigentlich nichts lernen musste, da sie



Diesen Beitrag und weitere bereits in der Herder Korrespondenz veröffentlichte Artikel zum Thema „Wozu braucht die Kirche ihre Akademien“ finden Sie auch in einem neuen e-Dossier.

Das Paket im PDF-Format mit fünf Beiträgen umfasst ca. 28 Seiten und wird per E-Mail versandt. Es kann unter www.herder-korrespondenz.de bestellt werden und kostet 4,90 €.

ja ewigkeits-, offenbarungs- und notfalls naturrechtsgarantiert schon so ziemlich alles Wesentliche wusste und der Welt, die freilich so wenig mehr darauf hörte, doch nur zu sagen hatte. Akademien wurden zu Lernorten, weil sie in ihrer Theorie

Rainer Bucher (geb. 1956) ist seit 2000 Professor für Pastoraltheologie am Institut für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie der Universität Graz. Neuere Publikationen: *Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen zur Lage der Kirche*, Würzburg, 2. Aufl. 2005; *Macht und Gnade*, Münster 2005; *Pastoral und Politik*. Münster 2006, beide herausgegeben zusammen mit Rainer Krockauer; *Praktische Theologie. Bestandsaufnahme und Zukunftsperspektiven*, Stuttgart 2005, herausgegeben zusammen mit Doris Nauer und Franz Weber.

wie in ihren Praktiken zugaben, dass die Kirche etwas von der modernen Welt zu lernen hatte, ein wenig versteckt zwar und primär für die Gebildeten, aber immerhin.

Katholische Akademien wurden vor allem eins: demonstrative „Stätten des Dialogs“. Man kann nun aber bekanntlich keinen wirklichen Dialog führen, ohne zumindest heimlich anzunehmen, dass der andere einem auch wirklich etwas zu sagen hat. Dies zuzugeben, war vorkonziliar wirklich etwas Neues und Besonderes. Was implizit klar macht, dass

die anderen Orte der Kirche oder gar der einzelne Gläubige nicht als ein solcher Dialogort gedacht wurden, zumindest nicht selbstverständlich. Wer eigene Stätten des Dialogs markiert, geht davon aus, dass er woanders nicht wirklich geführt wird. Und das war vorkonziliar ja auch wohl weitgehend so, zumindest offiziell.

Schon relativ bald nach ihrer Gründung wurden die Katholischen Akademien zum Feld eines ernsthaften Gesprächs zwischen katholischer Kirche und bundesrepublikanischer Gesellschaft. Die Akademien waren dabei bisweilen einflussreichere und relevantere Orte als etwa die noch immer unter dem anti-modernistischen Schock stehenden katholischen Fakultäten. Viele kirchlich wie gesellschaftlich bedeutsame und innovative, auch prekäre Themen, von der Rentenreform über die Ostpolitik bis hin zur Auseinandersetzung mit dem Atheismus wurden gerade auch an Katholischen Akademien vorgedacht.

Die Akademien müssen sich wieder einmal neu erfinden

Diese Variante des Modells „Dialog“ ist davon abhängig, dass die Burg, deren Fenster man öffnet, dass also das halbwegs geschlossene sozial-moralische Milieu des Katholizismus, tatsächlich noch besteht. Die avantgardistische Rolle eines Vermittlers kann man nur einnehmen, wenn die Differenz, zwischen der er vermittelt, institutionell und/oder kognitiv noch existiert. Eine Burg als Ruine braucht keine Fenster mehr. Das ist aber unsere Situation.

Nach dem Zerfall der Burg „Katholizismus“ und in Zeiten radikal individualisierter Religionsnutzung suchen alle Handlungsorte der Kirche zurzeit nach ihrer je eigenen Konstitutions- und Handlungslogik. Das ehemals an den institutionellen Außengrenzen der katholischen Kirche exterritorialisierte Außen der Moderne hat sich individualisiert und ist in die Köpfe, Biografien und Körper der Einzelnen gewandert. Die Burg der katholischen Sozial- und Pastoralmacht ist selbst in ihrer bereits reduzierten Rest- und Spätvariante als „katholisches Milieu“ zerfallen. Nach dem kosmologischen und dem gesellschaftlichen hat die Kirche nunmehr auch ihre letztes, das biographisch-moralische Deutungsmonopol verloren, und das, dies ist die wirkliche Revolution, bei ihren eigenen Mitgliedern.

Die Katholischen Akademien schwanken in dieser Situation zwischen ihrem (ehemals) erfolgreichen Dialog-Modell und dem Eingehen auf die dominante gesellschaftliche Nachfrage „Religion als Lebenshilfe“, wie sie an eine Religion, die auf den „Markt“ gekommen ist, massiv herangetragen wird und ihr daher Relevanz erfahrungen verspricht (vgl. HK, Februar 2004, 74 ff.). Zwischenzeitlich hatten sich die Akademien den vom ebenso charismatischen wie umstrittenen Gründer des Cusanuswerks, Bernhard Hanssler, geprägten Begriff der „kulturellen Diakonie“ (*Gotthard Fuchs*, *Kulturelle Diakonie*, in: *Concilium* 24 [1988] 324–329) zu Eigen gemacht. Hanssler hatte damit die kulturprägende Leistung der Kirche in und an der Gesellschaft bezeichnete, ein Konzept, weit und unbestimmt genug, um vieles zu ermöglichen und es gleichzeitig mit dem damals wieder an Ansehen gewinnenden Diakoniebegriff zu adeln. Das Konzept der „kulturellen Diakonie“ hatte freilich mehr legitimierende als orientierende Funktion und antwortete noch nicht auf die dekonstruktive Realität der Kirche in Gesellschaften mit individualisierter Religionsnutzung (vgl. HK, April 1999, 182 ff.).

Damit stehen die Akademien vor der Aufgabe, sich selbst wieder einmal neu zu erfinden. Das Dialogmodell allein reicht jedenfalls nicht mehr aus. Denn der Dialog ist selbstverständlich geworden, zumindest als Konfrontation unterschiedlichster Weltbetrachtungen. Die findet heute in jedem Kopf statt, auch jenem der Katholiken und Katholikinnen, bei übrigens ungewissem Entscheidungsausgang.

Was bleibt da den Akademien? Gepflegtes Kulturschaffen? Vielleicht, wenn es auf wirklichem Avantgardenniveau geschieht wie etwa im „Grazer Kulturzentrum bei den Minoriten“. Aber das ist ein Minderheitenprogramm, kann kein universales Akademiekonzept sein. Es kann aber vielleicht einen Hinweis geben, wo es zu finden wäre: in den Zonen des Risikos. Wo aber liegen die heute?

Sie liegen in der Pastoral. Die landläufigen Pastoralbegriffe verkörpern tatsächlich nicht unbedingt Wege in die Risikozone. Denn entweder versteht man unter Pastoral (vorkonzi-

liar) die lebenslange heilsorientierte Seelenführung von Laien durch Kleriker, oder (so zumindest in Deutschland nachkonziliar üblich) das, was kirchlich in der Gemeinde geschieht. Würde das allein Pastoral sein, würde man sich wirklich im Sinne des Kerngeschäfts auf solche Art Pastoral konzentrieren, dann würden tatsächlich „Bereiche wie Akademie- oder (...) Bildungsarbeit an den Rand gedrängt, zunächst sanft, schließlich gnadenlos“, wie ein Akademiedirektor angesichts der Sparzwänge der Kirche vor einiger Zeit fürchtete.

Freilich muss man den Pastoralbegriff nicht so eng verstehen, weder klerikal verengt, noch gemeindlich. Lehramtlich darf man das auch gar nicht. Dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist Pastoral etwas ganz anderes. „Pastoral“ – so sagt es ganz offiziell in einer amtlichen Fußnote zu Beginn seiner Pastoral-Konstitution – werde diese Konstitution genannt, weil sie „gestützt auf Prinzipien der Lehre, das Verhältnis der Kirche zur Welt und zu den Menschen von heute darzustellen beabsichtigt“ (GS 1, Fußnote). Pastoral im Sinne des Zweiten Vatikanums kann somit als die handlungsbezogene kreative Konfrontation von Existenz und Evangelium begriffen werden. Damit gilt: Es gibt im Sinne des Konzils überhaupt keine Pastoral der Kirche, vorbei an der Schnittstelle von institutionell gesprochen Innen und Außen, diachron gesprochen Tradition und Gegenwart, religionsphilosophisch gesprochen Säkularität und Religion, sondern nur an ihr entlang, mit ihr im Blick, ja letztlich auf ihr selbst.

Nun ist diese Schnittstelle aber eben in mehrfacher Hinsicht heikel geworden. Zum einen, weil sie sich individualisiert hat und nicht mehr entlang der Grenzen von Institutionen, sondern in den Köpfen der Einzelnen verläuft. Das macht vor allem jenen Institutionen zu schaffen, welche diese Innen-/Außen-Grenze verwalteten, etwa auch mittels kommunikativer „Fenster“ kontrollierten und definierten. Sie werden zu frei bespielten Räumen, wo sie doch früher fürsorglich-reglementierende Größen waren und sich daher etwa im Bild von Hirte und Herde begriffen.

Zum anderen aber ist diese Schnittstelle prekär, weil alle beteiligten polaren Größen (Innen/Außen, Tradition/Gegenwart, Säkularität/Religion) liquide, multipel und zunehmend unfestgestellt wurden, wogegen kein Protest hilft, sondern nur kreative Reaktion. Es hilft zum Beispiel nicht, die Zeitstruktur der Gegenwart zu beklagen und sich in frühere Zeitverhältnisse zurückzusehnen, als diese Zeit (von Gott) befristet geglaubt und erlebt wurde. Es hilft auch nicht, den „Säkularismus“ zu beklagen, zumal wir alle Nutznießer der funktionalen Säkularisierung der Moderne und ihrer Freiheitsspielräume sind und die Kirche im Zweiten Vatikanum feierlich versprochen hat, nie und nimmer in zentral religionskontrollierte Gesellschaftsformationen zurückkehren zu wollen.

Es hilft überhaupt nie, der eigenen Situation im Gestus des generellen kulturpessimistischen Protests entgegenzutreten,

so sehr manchmal Anlass dazu sein mag, weil dieser Gestus differenzierte und solidarische Reaktion ebenso verhindert, wie er die Chancen der Gegenwart auf Inkarnation und Neuentdeckung der eigenen christlichen Tradition übersehen lässt.

Akademien brauchen Freiheitsspielraum

Der Verarbeitungsmechanismus der Kirche für diese prekäre pastorale Grundkontrastivität ist nun freilich merkwürdig unterkomplex geblieben. Oder genauer: Er hat, etwa in der reichen Kirche Deutschlands, zwar eine durchaus angemessene Komplexität erreicht, wovon nicht zuletzt die katholischen Akademien zeugen, doch gewinnt man den Eindruck, als ob man sich diese Komplexität nur bedingt bewusst gemacht hätte. Indizien hierfür sind: die Tendenz, die Kirche immer noch primär als Gemeindekirche zu denken, wo sie doch schon längst ein viel komplexeres Handlungssystem darstellt, oder auch dass eine wirkliche Gesamtpastoral als Konzept des (gleichstufigen und wertschätzenden!) Zu- und Miteinanders der unterschiedlichsten kirchlichen Handlungsorte weitgehend fehlt und schon gar nicht realisiert ist.

Man kann so nicht den hochdifferenzierten Handlungsorten der Kirche von der Caritas über die Gemeinde bis hin zu Akademien allesamt den Pastoralbegriff zugestehen, obwohl doch an ihnen die kreative Konfrontation von Evangelium und heutiger Existenz wirklich versucht wird. Stattdessen dominieren Ressourcenkonkurrenz und wechselseitige Nichtwahrnehmung im Rahmen eines pastoralen Autonomismus eifersüchtig abgeschirmter Handlungszonen.

Das ist insofern verständlich, als nach langen Zeiten klerikaler Kirchendominanz und in der Endphase eines unübersehbaren pastoralen Parochialismus kirchliche Handlungsfelder wie die Akademien wirklich Freiheitsspielraum brauchen, aber eben nicht selbstverständlich besitzen. Dieser Freiheitsspielraum ist aber nur ein notwendiges, kein hinreichendes Kriterium kirchlichen Handelns. Hinreichend wäre nur die konzeptionelle Übernahme des Pastoralbegriffs für das eigene Tun, also der Anspruch, an diesem Ort Evangelium und Existenz kreativ und folgenreich in Beziehung zu setzen. Gut katholisch wäre es dann auch, diese eigenen pastoralen Erfahrungen einzubringen in die gesamten Bemühungen des Volkes Gottes, das Evangelium zu inkarnieren, sie sich also wechselseitig zur Verfügung zu stellen. Das aber stellt eine Anfrage an unsere innerkirchliche Kommunikationskultur, die wohl immer noch an der Vermachtung des Glaubensdiskurses in der Pianischen Epoche leidet.

Gepflegte Traditions- und Niveauwahrung fürs gebildete Bürgertum genügt nicht

Wenn der institutionelle Zusammenhang der Kirche de facto nur noch virtuell besteht, und zumindest auf der Nutzerseite ist das der Fall, wenn man also nicht voraussetzen kann, dass jene, die in eine Akademie kommen, auch irgendwelche anderen kirchlichen Räume betreten, dann sollten Akademien mehr bieten als klassische Akademiearbeit, also Vorträge und Diskussionen, Kunst und Kultur. Dann sollten sie das ganze Programm der Kirche bieten, zumindest darauf hinweisen, wo man es findet.

Wenn man Kirche nicht mehr im lebensgeschichtlichen Schicksalspaket kauft, sondern punktuell und situativ, dann sollten alle Orte grundsätzlich das ganze Angebot der Kirche präsentieren. Zumindest müsste signalisiert werden können, wo man es bekommt und zwar in der Qualität, in der man es hier kennen gelernt hat. Katholische Akademien sollten daher mehr sein als Akademie.

Kirche hat das Wort, die Vernunft und den Diskurs immer geschätzt. Das ist nicht selbstverständlich für eine Religion, auch nicht ohne Risiko, und daher eine große Leistung. Aber sie war immer auch mehr als Intellektualität: Zu ihr gehören Nächstenliebe und Sakrament, Gebet und Trost, Politik und Kontemplation. Die Kirche ist reich, reich an Schätzen des Theoretischen und sie braucht sich auch hier nicht zu verstecken vor

den Herausforderungen der Gegenwart. Aber sie ist auch reich an anderen Praktiken. Alle Handlungsorte der Kirche sollten aus diesem Reichtum schöpfen, wenigstens den Zugang zu ihm vermitteln.

Denn wir wissen nicht, was das Evangelium in den neuen und unbekanntenen Gegenden der Gegenwart bedeutet. Wir haben das erst zu entdecken. Was heißt es, als Christ oder als Christin zu leben nach dem Zusammenbruch der konstantinischen Formation der katholischen Kirche, nach dem scheinbar alternativlosen Sieg des westlichen Gesellschaftsmodells, nach der Entlarvung der Chimäre westlicher Unverwundbarkeit und der noch schlimmeren Chimäre einer gerechten Weltordnung unter kapitalistischem Vorzeichen, nach dem Ende aller, teils Jahrtausende alter Geschlechterstereotypen im Westen und angesichts ihrer militanten Restaurierung in vielen Teilen der Welt, nach dem Verblässen der Illusion einer global säkularisierten Weltgesellschaft mit harmlos-friedlich individualisierter Religionspraxis, in Zeiten einer zunehmenden lokalen Entbettung des sozialen Lebens und völliger medialer Neukonstellationen unserer Wahrnehmungsmuster, in Zeiten also, da die Vergangenheit unbrauchbar, die Gegenwart unüberschaubar und die Zukunft unplanbar geworden ist? Es wäre ein Glück, wenn man solche Fragen in katholischen Akademien stellen, vielleicht sogar gemeinsam beantworten könnte.

Es braucht jedenfalls viele Orte, wo man das kann: intellektuell, ästhetisch, religiös und kommunikativ starke Orte. Akademien haben da eine große Tradition einzubringen. Sie müssen sie aber auch überschreiten, denn sie befinden sich in radikal neuen pastoralen Gegenden. Gepflegte Traditions- und Niveauwahrung fürs gebildete Bürgertum genügt da tatsächlich nicht. Katholische Akademien sollten dazu ohne jegliche Abstriche an ihrer Intellektualität existentieller, in ihrer Kirchlichkeit vernetzter, in ihren Themen mutiger (vgl. HK, Februar 2005, 88 ff.) und in ihren Formen vielfältiger werden, um sich so als wirkliche Experimentalorte des Glaubens zu gestalten.

Katholische Akademien waren einmal Orte, wo die Kirche ein ziemliches Risiko eingegangen ist, das Risiko des Dialogs mit einer Zeit etwa, die man doch bekehren, von der man offiziell nichts wirklich lernen wollte, oder das Risiko einer politischen Parteinahme quer zu den üblichen Fronten und Loyalitäten.

Diese letzte Form des Risikos ist noch immer nicht obsolet. Sie zu reaktivieren, wäre dringend notwendig. Der Dialog aber ist eigentlich ziemlich risikolos geworden, zumindest, wenn man ihn so führt, dass er für das kirchliche Binnenmilieu oder seine Teilnehmer und Teilnehmerinnen recht folgenlos bleibt.

Wo sind die heutigen Risikozonen? Das hätten sich Katholische Akademien zu fragen. Dann könnten sie nämlich werden, was sie in ihren besten Zeiten einmal waren: Vorentwürfe einer zukünftigen Kirche und Laboratorien des gesellschaftlichen Fortschritts.

Rainer Bucher